



MAYA
BANKS

STÄHLERNE GEFAHR

ROMAN

LYX

digital



Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

Epilog

Die Autorin

Die Romane von Maya Banks bei LYX

Leseprobe

Impressum

MAYA BANKS

Stählerne Gefahr

Roman

Ins Deutsche übertragen von
Karin Mrugalla und Richard Betzenbichler

 LYX

Zu diesem Buch

Steele, Chef des KGI-Teams, wird nicht umsonst »der Eismann« genannt: Er ist hart, unnachgiebig und ein Buch mit sieben Siegeln, in dem nicht einmal seine Teamkollegen lesen können. Gefühle zeigt er grundsätzlich nicht, und niemand kann seine eisige Mauer durchdringen. Niemand außer Maren Scofield, einer Ärztin, die KGI schon mehrfach geholfen hat. Steele ist wild entschlossen, Maren nicht über seine schwer bewachte Mauer zu lassen. Aber als die schöne Ärztin in Gefahr gerät, will er ihre Rettung auf keinen Fall einem anderen überlassen. Maren verbirgt etwas, da ist Steele sich sicher. Und doch trifft ihn die schockierende Wahrheit unvorbereitet. Genau wie die Tatsache, dass sie sein Leben unwiderruflich verändern wird. Er muss eine Entscheidung treffen: alles abblocken und Maren für immer aus seinem Leben ausschließen? Oder sich dem mächtigsten Feind stellen, dem er je begegnet ist: der Liebe.

Für meinen Vater

*Für all die Softballspiele, Basketballspiele und
Tennisturniere, bei denen du dabei warst.
Dafür, dass du mir einen Softballschläger und
meinen ersten Tennisschläger gekauft hast.
Dafür, dass du immer da warst und
nie etwas Wichtiges versäumt hast.*

Du sollst wissen, dass ich jetzt für dich da bin.

1

»Status«, sagte Steele leise.

Der Empfänger in seinem Ohr knisterte. P. J. Rutherford antwortete umgehend.

»Bis jetzt kein Schuss. Wiederhole: noch keine freie Schussbahn. Ich brauche zwei Minuten, um neue Position einzunehmen. Den kriege ich.«

Ungeduldig begutachtete Steele die Wachtürme. Das Team hinkte dem Plan schon fünfzehn Minuten hinterher, und der Bergungshubschrauber würde in fünfundvierzig Minuten landen. Ihnen blieb kaum noch Zeit hineinzustürmen, das Mädchen zu schnappen und abzuhaufen.

Er war sich nicht ganz sicher, ob die Kleine überhaupt abhauen wollte, aber ihre Eltern bezahlten KGI ein Vermögen dafür, sie aus Matteo Garzas Klauen zu befreien. Seit drei Tagen überwachten sie das Objekt nun schon rund um die Uhr, und Steele hatte nicht einen Hinweis entdecken können, dass Christina Westlake irgendwie in Schwierigkeiten stecken könnte. Sie stolzierte in Bikini, Stringtanga und Stöckelschuhen mit fünfzehn Zentimeter hohen Absätzen herum, sie lachte und lächelte und wirkte auf eine selbstgefällige Weise zufrieden. Er konnte nur hoffen, dass sie wenigstens heute vernünftige Schuhe trug, denn in Stiletto zu laufen wäre nicht ganz einfach, und sie musste einen festen Tritt haben.

»Beeil dich, P. J.«, knurrte Steele. »Die Zeit ist knapp.«

»Mach dir mal nicht in die Hose, Boss«, meldete sich Cole. »Mein Mädchen kriegt das schon hin.«

Steele verdrehte die Augen. Er wusste, dass P. J. gerade das Gleiche tat. Wenn die Mission abgeschlossen war, konnte er sich gleich auf weiteres Gezänk unter den Jungvermählten gefasst machen. Für diese Bemerkung würde P. J. Cole die Eier abreißen.

»Irgendein Zeichen von unserer Zielperson?«, funkte Dolphin dazwischen. »Ich habe sie seit einer halben Stunde nicht mehr gesehen. Ich dachte, sie nimmt um die Zeit immer ein Sonnenbad.«

Miss Westlake hatte einen regelmäßigen Tagesablauf. In Steeles Augen war das wenigstens etwas Positives. Dolphin, Baker und Renshaw hatten sich freiwillig für die Nachmittagsschicht gemeldet, damit sie die langbeinige Blondine in ihrem Tanga bewundern konnten. Nicht zu vergessen, dass sie beim Sonnenbad auch immer das Oberteil des Bikinis abnahm.

Sie sah gut aus, kein Zweifel, Steele allerdings machte sie überhaupt nicht an.

»Sie ist spät dran«, grummelte Baker. »Wir müssen sie also erst finden, wenn wir drinnen sind.«

»Ich hole sie«, sagte Renshaw, und sein Grinsen war ihm anzuhören.

»Ruhe«, befahl Steele. »Funkstille, bis ich was anderes befehle. Such dir endlich freie Schussbahn, P. J. Wir warten nur noch, bis du die Wachen ausgeschaltet hast, dann legen wir los.«

»Alles erledigt«, erwiderte P. J. kurz angebunden. »Die beiden vorderen Türme sind sauber. In die Sättel, Cowboys. Lasst uns die Ziege an die Leine legen und abdampfen.«

Coles Glucksen hallte in Steeles Ohr wider. »Braves Mädchen.«

»Vorwärts«, bellte Steele. »Und keine Komplikationen.«

Steele verließ den behelfsmäßigen Sichtschutz, schulterte sein Gewehr und kroch durch das dichte Gebüsch, das den palastähnlichen Prunkbau umgab.

Normalerweise bevorzugte er bei einer Rettungsmission den Schutz der Nacht, um ungesehen vorzudringen, schnell und gnadenlos zuzuschlagen und wieder zu verschwinden. Garza hatte allerdings nachts die Wachen verdoppelt, fast als würde er mit einem Überfall rechnen. Tagsüber beschäftigte er nur wenige Sicherheitsleute, und die waren auch noch faul und unaufmerksam. Das sollte eigentlich ein Kinderspiel werden.

Eigentlich.

Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dieses Wort nie laut auszusprechen, obwohl er mit Aberglauben absolut nichts am Hut hatte.

Er schlich auf kürzestem Weg zur Rückseite des Gebäudes. Plötzlich wurden Gewehrschüsse abgefeuert.

»Verfluchter Mist, was ist los?«, knurrte er in sein Mikrofon.

»Entschuldigung, Boss«, meldete sich Dolphin verärgert. »Ließ sich nicht umgehen. Jetzt wissen sie, dass wir hier sind.«

Dem Gekreische nach zu urteilen, das mittlerweile zu hören war, wusste das auch Christina Westlake. Sie hatte sicher keine Ahnung, dass sie gekommen waren, um sie zu retten. Sie hörte nur die Schüsse und sah das Blut.

»P. J., Cole, gebt uns Deckung«, befahl Steele. »Ich hole das Mädchen.«

»Der Weg ist bereits frei«, antwortete P. J. »Die werden glauben, die Königin von England sei im Anmarsch.«

Über diese geistreiche Bemerkung konnte Steele nur den Kopf schütteln. Rasch überwand er die Steinmauer und erreichte die Terrasse beim Swimmingpool. Jenen Pool, wo Christina Westlake gerade ein Sonnenbad nehmen sollte. Musste die Frau ausgerechnet heute ihren Stundenplan ändern?

Erneut zerriss ein Kreischen die Luft. Steele drehte sich in die Richtung, aus der der ohrenbetäubende Lärm kam, und rannte gleichzeitig auf die Treppe zu, die zum Balkon

im ersten Stock führte. Kaum oben angelangt, wich er einem Messer aus und rammte den gedrunghenen Burschen, der ihm aufgelauert hatte, mit der Schulter.

Schmerz schoss durch seinen Arm. Er biss die Zähne zusammen. Die Klinge hatte seinen Arm aufgeschlitzt.

Als sein Angreifer zurücktaumelte, riss Steele sein Gewehr herum und knallte dem Wachposten den Kolben gegen das Kinn. Dieser stürzte zu Boden und rührte sich nicht mehr. Mit einem Blick erfasste Steele die Lage. Ein neues Geräusch jenseits der zweiflügeligen Glastüren erregte seine Aufmerksamkeit.

»Dumme Kuh! Aus dem Weg mit dir!«

»Du darfst mich nicht verlassen, Matteo.«

Der gellende Schrei ließ Steele zusammenzucken. Offenbar hing Matteo nicht so sehr an Christina wie sie an ihm. Der dachte nur daran, wie er entkommen konnte. Aber an Matteo hatte Steele kein Interesse. Garza konnte es sich selbst leicht oder schwer machen. Steele hätte das Blutvergießen gern auf ein Minimum beschränkt, er war jedoch auf alles vorbereitet.

Erfülle den Auftrag. Koste es, was es wolle.

Dieses Credo hätte seinen Teamkollegen beinahe erheblichen Schaden zugefügt, als P. J. ausgestiegen war und ihren einsamen Rachefeldzug gestartet hatte.

Das war Gott sei Dank Schnee von gestern, jetzt konzentrierten sie sich wieder auf das, was sie am besten konnten. Als Team zusammenarbeiten. Gnadenlos zuschlagen. Den Auftrag erfüllen.

Steele schob sich zur Tür vor und gab ihr einen Tritt. Sie flog auf, und Steele, das Gewehr in der Rechten, zog mit der Linken die Pistole.

Matteo Garza wirbelte herum und ließ die Tasche fallen, in die er alles Mögliche aus seinem Wandtresor hineingestopft hatte. Seine Augen funkelten wild und wirr. Christina duckte sich und versuchte, sich zwischen Matteo und die Wand zu drücken, doch der ließ das nicht zu. Er

zog das schreiende Mädchen vor sich und legte ihr den kräftigen Arm um den Hals.

»Was willst du?«, krächzte er.

Steele musterte ihn angeekelt. Das Mädchen als Schutzschild zu benutzen. Kein Mann machte so etwas.

»Das Mädchen«, erwiderte Steele ruhig. »Von dir wollen wir nichts. Rück sie raus, und wir lassen dich in Frieden.«

Misstrauisch kniff Garza die Augen zusammen. Dann schaute er höhnisch Christina an.

»Hast du das angeleiert?«, knurrte er ihr ins Ohr.

»Nein!«, quiekte sie. »Matteo, ich habe keine Ahnung, wer dieser Kerl ist. Das musst du mir glauben.«

»Ihre Eltern haben mich geschickt«, sagte Steele. »Jetzt lass sie gehen, dann bist du mich los. Solltest du nicht kooperieren, nehme ich dich auseinander. Die Entscheidung liegt bei dir.«

Garza gab Christina einen Stoß, sodass sie auf Steele zutaumelte. Blitzschnell schwang er das Gewehr über die Schulter, damit er sie auffangen konnte, allerdings mit dem verletzten Arm. Der Schmerz schoss ihm durch alle Muskeln.

Dennoch achtete er darauf, die Pistole weiterhin auf Garza zu richten, während er die sich windende, protestierende Frau an sich riss.

»Lass mich los«, schrie die Kleine. »Ich will nicht weg. Ich bin hier glücklich. Matteo, du lässt doch nicht zu, dass er mich einfach mitnimmt, oder?«

Sie wirkte verletzt und verwirrt. Garza hingegen zeigte keinerlei Gefühlsregung.

»Nimm die *puta* mit«, spuckte er schließlich aus. »Die interessiert mich einen Dreck.«

»Lügner«, kreischte Christina. »Du hast gesagt, dass du mich liebst. Du hast gesagt, du willst für immer mit mir zusammen sein.«

Die Frau wehrte sich mit Händen und Füßen gegen Steeles Griff, der sich nur umso fester um sie schloss.

Verfluchter Mist! Sein Arm tat ihm verteufelt weh. Er wusste noch immer nicht, wie schwer die Verletzung war.

»Dolphin, schieb gefälligst deinen Arsch hier rauf. Erster Stock. Zutritt über Balkon. Im Laufschrift«, rief er ins Mikrofon.

»Schon unterwegs«, meldete sich Dolphin.

Steele wich zur Tür zurück und drehte sich dabei so, dass er sowohl die Zimmertür als auch Garza im Blick behielt. Als der Mann sich bewegte, blieb Steele sofort stehen und richtete die Waffe auf ihn.

»Keine Dummheiten«, warnte Steele ihn. »Ich habe, was ich wollte. Dich umzulegen liegt nicht in meinem Interesse. Gib mir keinen Anlass, meine Meinung zu ändern.«

»Die *puta* kann mir gestohlen bleiben«, erwiderte Garza bissig. »Aber dass du bei mir eingedrungen bist und meine Leute umgebracht hast, das lasse ich mir nicht bieten.«

»Tu dir den Gefallen und vergiss deinen Stolz«, fuhr ihm Steele über den Mund. »Mach mir keine Schwierigkeiten, sonst wird es dir leidtun.«

Garza bebte vor Wut wegen dieser Demütigung.

Dolphin kam die Treppe hochgerannt, und in dem Moment trat Christina mit dem spitzen Absatz zu und traf Steele genau ins Knie. Sie fuhr wie eine Wildkatze herum, stach mit ihren Fingernägeln in Richtung seiner Augen und wich anschließend zurück.

Steele war gezwungen, sie loszulassen, sonst hätte er sie vermutlich verletzt. Als sie zu Garza hinlief, zog der Blödmann eine Pistole und zielte auf Steele. Christina wirbelte herum und sah, wie Dolphin eine Waffe auf Garza richtete. Sie übertraf Garzas Dummheit, überhaupt eine Waffe zu ziehen, noch und warf sich schützend vor ihn. Und zwar genau in dem Moment, als Dolphin abdrückte.

Vor Schmerz schrie sie auf, Garza wurde gegen die Wand geschleudert, aus seiner Brust sprudelte Blut. Christina wurde kreidebleich und taumelte kurz umher, ehe

sie das Bewusstsein verlor und zu Boden fiel, Garza direkt vor die Füße.

»So eine Scheiße«, fluchte Dolphin. »Was hat sie sich bloß dabei gedacht?«

Steele rannte zu ihr hin und drehte sie auf den Rücken. Als er sie mit den Fingern abtastete, blieb Blut an seiner Hand kleben. Es war nur ein Kratzer. Gott sei Dank. Ihre Eltern würden nicht sehr begeistert sein, wenn ihre Tochter dank KGI mit einem Einschussloch nach Hause kam.

Dolphin kauerte sich neben Steele hin und fühlte Garzas Puls.

»Die Zeit für unseren Rückzug ist hiermit knapper geworden«, sagte er grimmig. »Garza ist tot. Die Polizei in der Gegend steckt mit ihm unter einer Decke. Die Kacke ist voll am Dampfen. P. J. und Cole haben alles im Griff und schalten reihenweise Arschlöcher aus. Baker und Renshaw haben die Rückseite mit Sprengstoff gepflastert. Vorne können wir nicht mehr raus. Wir haben drei Minuten, bis das Zeug hochgeht, dann müssen wir so schnell wie möglich von hier weg, Boss.«

»Sie wollte nicht mitkommen«, sagte Steele kopfschüttelnd. »Er hat sich einen Scheiß für sie interessiert und sogar versucht, sie als Schutzschild zu missbrauchen.«

»Was für ein Arsch«, sagte Dolphin angewidert.

»Allerdings, und trotzdem hat sie sich seinetwegen in die Schussbahn geworfen.«

Dolphin schaute Steele an und runzelte die Stirn. »Du blutest ja. Was ist passiert?«

»Messerattacke«, antwortete Steele kurz angebunden. »Schnapp dir das Mädchen. Du wirst sie tragen müssen. Ich gebe euch Deckung.«

»Scheiße auch, so können wir sie nicht zu Hause abliefern. Ihre Eltern kriegen die Krise.«

Steele seufzte. Sie hatten es nicht weit zu Maren Scofield. Unangemeldet bei der blonden Ärztin auftauchen war allerdings das Letzte, das er wollte.

Sie machte ihn nervös, irritierte ihn. Jedes Mal, wenn er sie sah, kribbelte alles. Als kröchen Ameisen unter seiner Haut auf dem Weg ins Freie.

»Sobald wir beim Hubschrauber sind«, stieß er hervor, »gibst du dem Piloten Bescheid, dass wir einen außerplanmäßigen Zwischenstopp machen.«

Dolphin schlang sich das Gewehr über die Schulter, schob die Pistole in das Holster und hob vorsichtig die ohnmächtige Frau hoch.

»Bleib dicht bei mir«, befahl Steele. »Wenn irgendwas ist, wirf dich zu Boden. Spiel nicht den Helden, solange du das Mädchen trägst. Wenn sie stirbt, sind wir am Arsch. Ich habe noch nie eine Zielperson verloren und werde jetzt ganz bestimmt nicht damit anfangen.«

»Aye, aye, Käpt'n.«

Steele verdrehte angesichts Dolphins Respektlosigkeit die Augen. Neu war dessen Einstellung nicht, und Steele würde lieber sterben als zugeben, dass ihm Dolphins Haltung und seine Fähigkeit, so gut wie jede Situation mit seinem verschrobenen Humor zu entschärfen, sehr gefielen. Steele wurde von seinem Team ständig wegen seiner Humorlosigkeit aufgezo-gen, aber wozu brauchte er Humor, wo er doch Dolphin, P. J. und Cole hatte? Die drei führten sich eher wie eine Zirkustruppe auf als wie ein militärisches Einsatzkommando. Aber sie erledigten ihre Jobs, und das war alles, was in seinen Augen zählte.

Sie mussten sich tagtäglich mit Dingen herumschlagen, die andere sich nicht einmal in ihren schlimmsten Fantasien ausmalen konnten. Wenn das ihre Art war, damit umzugehen und bei Verstand zu bleiben, waren ihm ihre Faxen recht. Auch wenn sie ihn bewusst in Rage brachten.

Er übernahm die Führung und trat auf den Balkon hinaus, ging dort sofort in Deckung und gab Dolphin ein

Zeichen, es ihm gleichzutun. Dann suchte er die Umgebung nach möglichen Gefahren ab.

»Neun Uhr«, sagte er. »Runter mit dir.«

Steele hob die Waffe und zielte zwischen den Stäben des Geländers hindurch, drückte zwei Mal ab und erledigte zwei Männer, die die Veranda beim Pool durchquerten. Dann scheuchte er Dolphin hoch, und beide eilten die Treppe hinunter.

»Status«, rief er in sein Mikrofon. »Dolphin und ich kommen auf der Rückseite raus. Haben Zielperson. Brauchen Deckung. Schießt Weg frei und zwar ein bisschen plötzlich.«

»Sind dir längst voraus, Boss«, antwortete Baker. »P. J. und Cole haben das Haus gesichert. Renshaw und ich haben Position am hinteren Tor. Bereit für Sprengung. Lass uns dreißig Sekunden. Haltet Position, bis alles in die Luft fliegt.«

Steele und Dolphin duckten sich und schirmten mit den Körpern die Frau ab. Langsam krochen sie zum Ende der Stufen und nutzten die Hauswand als Schutz vor den Trümmern, die nach der Explosion angeflogen kämen.

Wie versprochen erfolgte ein gigantischer Knall. Der Boden erzitterte, und Metallteile und Steinbrocken regneten wie ein Hagelschauer auf sie herab.

»Mann, die wissen, wie man so einen Bau in Schutt und Asche legt«, murmelte Dolphin. »Sie haben es wohl ein bisschen mit dem C-4 übertrieben.«

»Meinst du?«, entgegnete Steele trocken. »Los jetzt.«

Hustend rannten sie durch die Wolke aus Staub und pulverisiertem Beton auf das Loch in der Mauer zu, die den Poolbereich umgab.

»Ich hoffe bloß, die anderen sind bereits in Position, damit wir auf der Stelle verschwinden können«, zischte Steele.

»Mach dir nicht in die Hose«, meldete sich P. J. »Wir sind ja schon dabei.«

Steele schüttelte den Kopf. Temperamentvolle Frau. Wenigstens das hatte sich nicht geändert. Gott sei Dank. Sie war wieder da, wo sie hingehörte. Er hatte sich nie darüber geäußert – diese Art Geringschätzung oder mangelndes Vertrauen in ihre Fähigkeit würde er ihr niemals zumuten –, aber der Rachefeldzug, auf den sie sich allein begeben hatte, war für ihn durchaus Anlass zur Sorge gewesen. Abgesehen davon, dass sie sich von vielen Verletzungen hatte erholen müssen, waren ihre emotionalen und psychischen Traumata enorm. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sie ein paar Monate länger beurlaubt. Doch davon hatte sie nichts wissen wollen, und wenn er sie aus dem Team genommen hätte, wäre er gleichzeitig Cole losgeworden. Eine Operation mit zwei Leuten weniger hätte er keinesfalls in Angriff genommen.

»Freut mich, dich alten Griesgram wieder dabeizuhaben«, sagte Steele in einem untypischen Anfall von Humor.

Im Funkgerät herrschte völlige Stille. Dann: »Heiliges Kanonenrohr, hat er tatsächlich gerade einen Witz gemacht?«, fragte Baker perplex.

»He, sie heißt jetzt Coletrane«, beschwerte sich Cole. »Sie hat mich geheiratet. Schon vergessen? Im Pass steht jetzt jedenfalls Penelope Jane Coletrane.«

»Wenn ich dich in die Finger kriege, kannst du was erleben«, funkte P. J. dazwischen.

»Penelope Jane?«

Steele konnte nicht unterscheiden, wer das gesagt hatte, weil es mehrstimmig aus seinem Kopfhörer klang, sofort gefolgt von Gejohle, Gelächter und Sticheleien. Herr im Himmel. Sie waren noch nicht einmal aus dem Gröbsten heraus, und sein komplettes Team führte sich auf, als säßen sie gemütlich in einer Bar.

»Jetzt haltet alle endlich die Klappe und rückt zum Treffpunkt mit dem Hubschrauber vor«, schnauzte Steele

sie an. »Zanken könnt ihr euch später.«

Er gab beim Laufen ein rasches Tempo vor, achtete aber auch darauf, dass Dolphin samt seiner Last direkt bei ihm blieb, damit er die beiden abschirmen konnte. Baker und Renshaw schlossen sich ihnen an und nahmen Dolphin in die Mitte.

Bakers Gesicht war blutüberströmt. Regelmäßig fielen Tropfen zu Boden und hinterließen eine gut sichtbare Spur.

»Wie schlimm ist es?«, rief Steele Baker zu, ohne die Umgebung aus den Augen zu lassen.

»Ich blute wie ein Schwein. Keine Ahnung«, schnauzte Baker zurück. »Im Moment spüre ich nichts, dafür klingelt es in meinen Ohren wie verrückt.«

»Ich habe dem Blödmann gesagt, er soll weiter zurückgehen«, murmelte Renshaw. »Ich hatte keine Zeit, die richtige Menge Sprengstoff genau zu berechnen, da habe ich mehr angebracht, als vermutlich nötig gewesen wäre.«

Steele fluchte. Schon wieder ein Mann außer Gefecht, nachdem er sein Team gerade erst wieder vollständig beisammen hatte. Die beiden Monate Anfängertraining hatten ihn zu Tode gelangweilt. Mehr davon brauchte er wirklich nicht.

»Wir machen einen Zwischenstopp bei Dr. Scofield. Sie kann dich und die Frau untersuchen. Wir müssen sicher sein, dass es nichts Ernstes ist, danach sehen wir zu, dass wir nach Hause kommen und den Gehaltsscheck abholen.«

Renshaw schloss zu Steele auf und schaute kurz auf dessen Arm. »Dich kann sie gleich mit untersuchen, Boss. Sieht aus, als hättest du auch ein Wehwehchen.«

»Mir fehlt nichts«, murmelte Steele unwillig.

Renshaw zuckte mit den Schultern. »Tja, wenn du dich von der hübschen Ärztin nicht durchchecken lassen willst – selbst schuld. Baker hat da bestimmt nichts dagegen.«

Steele warf ihm einen Blick zu, der seinen Teamkollegen umgehend zum Schweigen brachte. Wenn dieses

verdammt Mädchen sich nicht vor eine Kugel geworfen hätte, noch dazu wegen eines Arschlochs, das sich einen Dreck um sie scherte, wäre ein Treffen mit Dr. Scofield gar nicht nötig gewesen. Und jetzt musste er sich auch noch um Baker Sorgen machen.

Er richtete den Blick auf ihn, aber Baker schüttelte den Kopf. Blut lief ihm über die Wange und tropfte auf den Boden. Offensichtlich hatte er etwas Probleme mit der Orientierung, ansonsten schien ihm aber nichts Gravierendes zu fehlen. Das hieß natürlich nicht, dass er keine Gehirnerschütterung oder eine innere Verletzung erlitten hatte, aber Steele blieb optimistisch, dass es sich lediglich um ein paar Schnitte und Kratzer handelte und Baker nicht krankgeschrieben werden musste.

Ausfallzeiten hatte Steele mittlerweile mehr als genug. Er war scharf auf Aufträge, am liebsten mit seinem kompletten Team.

Sie brachen durch dichtes Unterholz auf eine Lichtung, wo der Hubschrauber auf sie wartete. P. J. und Cole waren bereits da. P. J. starrte finster drein, und Cole grinste. In P. J.s Nähe tat er kaum noch etwas anderes. Während er sich früher strikt professionell ihr gegenüber verhalten hatte, war seit der Heirat von dieser emotionalen Distanz bei ihren Missionen nicht mehr viel zu spüren.

Steele verkniff sich das Lächeln. Sonst würden die beiden noch glauben, er sei übergeschnappt. Immerhin sorgten sie in angespannten Situationen regelmäßig für ein befreiendes Lachen durch ihre komischen Einlagen.

»Alle rein und nichts wie weg«, rief Cole. »Wir sind startklar.«

»Ich funke den Jetpiloten an und gebe ihm Bescheid, dass wir uns verspäten«, sagte Renshaw. »Mit dem Hubschrauber können wir ganz in der Nähe von Marens Dorf landen.«

Steele nickte.

»Was ist denn mit dir passiert, Baker?«, fragte P. J.

»Sprengstoff«, murmelte dieser, während er ein Ohr betastete und drückte, als wolle er etwas herausschütteln.

»Das erklärt alles«, sagte P. J.

Dolphin, der das Mädchen trug, ging voraus. P. J. riss die Augen auf. »Will ich das überhaupt wissen?«

»Nein«, antwortete Steele kurz und knapp. »Rein jetzt alle, damit wir endlich abhauen können.«

2

Maren Scofield tätschelte das Kind, drückte Watte auf die Stelle am Arm, wo sie Blut entnommen hatte, und lächelte es aufmunternd an. Sie nickte, als die Eltern sich bedankten, und gab ihnen Ratschläge mit auf den Weg, wie sie es zu Hause weiter versorgen sollten.

Als die drei die Klinik endlich verließen, streckte Maren seufzend ihren schmerzenden Rücken durch. Es war ein langer Tag gewesen. Schon bei Sonnenaufgang hatte der erste Patient an ihrer Haustür geklopft. Die Bewohner des Dorfes wussten natürlich, wo sie sie finden konnten, wenn die Klinik geschlossen war, und sie zögerten auch nicht, sie dort wegen aller möglichen Krankheiten und Verletzungen aufzusuchen.

Ein Arbeiter hatte sich den Arm gebrochen und war zu ihr gekommen. So hatte der Tag begonnen. Und genau so war er dann in der Klinik auch weitergegangen. Eine lange Schlange von Patienten hatte sich erst langsam aufgelöst, als die Sonne schon wieder unterging.

Müde schleppte Maren sich auf den Ausgang zu, um den kurzen Heimweg anzutreten. Sie konnte es kaum erwarten, sich eine heiße Tasse Tee zu machen und eine Weile die Beine hochzulegen. Nachdem sie überprüft hatte, dass die Untersuchungszimmer und die Räume mit dem tragbaren Röntgengerät und anderen teuren Geräten abgesperrt waren – nicht dass die Schlösser einen Einbrecher abgehalten hätten –, war sie nun bereit, das Gebäude zu verlassen.

Zwei Mal schon war ihre Ausrüstung gestohlen und die Klinik verwüstet worden. Gott sei Dank wurde sie von ihren

Eltern und ihrem Bruder tatkräftig unterstützt. Beide Male hatten sie sich dafür eingesetzt, dass ihr neue Geräte gespendet wurden.

Kein Wunder – schließlich waren ihre Eltern und ihr Bruder ebenfalls Ärzte und verstanden, worum es ihr ging. Ihren Drang, Unterprivilegierten, die Hilfe benötigten, medizinische Versorgung zu geben. Ihre Eltern waren deswegen auch um den Globus gereist, ehe ihr Bruder und sie auf die Welt gekommen waren. Die ersten Jahre ihrer Kindheit hatten ihre Mom und ihr Dad dann in den Staaten verbracht und als Hausärzte gearbeitet. Aber als sie und Kevin, ihr älterer Bruder, den Strampelhosen entwachsen waren, hatten ihre Eltern sie gepackt und sich erneut aufgemacht, um in entlegenen Gegenden bedürftige Menschen zu versorgen.

Ihre Kindheit war abwechslungsreich und alles andere als langweilig gewesen.

Mittlerweile waren ihre Eltern in Rente, lebten in Florida und vergnügten sich mit Einkaufstouren und Golfspielen. Einmal pro Jahr kamen die beiden zu Besuch nach Costa Rica, und Maren versuchte ebenfalls, sie ab und zu in Florida zu besuchen. Sie skypeten regelmäßig und sandten sich wöchentlich E-Mails. Ihr Bruder war momentan im Auslandseinsatz in Saudi-Arabien. Ein Jahr schon hatte sie ihn nicht mehr gesehen, und er fehlte ihr.

Sie waren nur zwei Jahre auseinander und hatten immer ein enges Verhältnis zueinander gehabt. Ihre ganze Kindheit hindurch waren sie nie lange genug an einem Ort geblieben, um Wurzeln zu schlagen und Freundschaften zu schließen. Das hatte sie zusammengeschweißt.

Nach der Tasse Tee würde sie Kevin und ihren Eltern eine E-Mail schreiben. Vielleicht lag es an der Müdigkeit oder einfach an ihrer Stimmung, aber sie verspürte Heimweh. Ein wenig Ruhe und Kontakt zur Familie würden das im Nullkommanichts beheben.

Als sie die Tür öffnete, um die Klinik zu verlassen, sah sie sich plötzlich einer riesigen Gestalt gegenüber. Instinktiv trat sie zurück. Ihr stockte der Atem, und ihr Puls beschleunigte sich rasant. Sie wollte die Tür zuschlagen, obwohl sie wusste, dass die keinen echten Schutz bot, wenn tatsächlich jemand eindringen wollte.

Ein Stiefel schoss vor und blockierte die Tür.

Panik erfasste sie. Sie schaute sich nach einer möglichen Waffe um, nach etwas, mit dem sie sich verteidigen konnte.

Ein großer Mann, breit wie ein Schrank, kam herein und hob die Hände, um sie zu beruhigen.

»*Señorita*, ich will Ihnen nichts Böses antun. Ich bin gekommen, um Ihnen was von Javier Mendoza auszurichten.«

Maren kniff die Augen zusammen und wich vorsichtshalber einen weiteren Schritt zurück. Javier Mendoza war, freundlich ausgedrückt, eine zwielichtige Figur. Die Einheimischen fürchteten ihn, wagten aber nicht, unhöflich zu sein. Er wurde von allen, einschließlich La Fuerza Pública, der Polizei, umschmeichelt, besänftigt und auf jede andere erdenkliche Weise beschwichtigt.

Ihr Misstrauen wurde lediglich gespeist von zufällig aufgeschnapptem Klatsch und Spekulationen. Wenn sein Name genannt wurde, dann nur geflüstert, als hätten die Leute Angst, er könne plötzlich wie aus dem Nichts auftauchen.

Näheres wusste Maren nicht über den Mann, aber sie wusste, dass es nichts Gutes bedeuten konnte, wenn er zu dieser späten Stunde jemanden zu ihr geschickt hatte.

»Ich schließe die Klinik gerade«, sagte sie und bemühte sich um einen geschäftsmäßigen, forschenden Tonfall. »Es ist ein langer Tag gewesen. Morgen früh stehe ich wieder zur Verfügung.«

Der Mann lächelte, was sie keineswegs beruhigte.

»Es handelt sich nicht um ein gesundheitliches Problem, *señorita*. Señor Mendoza würde Sie gern zu sich nach Hause zum Abendessen einladen. Er weiß, dass sie heute sehr lange gearbeitet haben, und bietet Ihnen seine Gastfreundschaft an.«

Obwohl er mit Akzent sprach, war sein Englisch tadellos. Jedes Wort war sorgfältig gewählt. Er sah wie ein Straßenschläger aus, redete aber wie ein Gentleman. Ihr lief es eiskalt über den Rücken.

»Bitte übermitteln Sie Señor Mendoza mein Bedauern«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich danke für die Einladung, aber ich bin sehr müde und möchte nur noch nach Hause, damit ich mich ausruhen kann. Mein Tag beginnt ziemlich früh und dauert, wie Sie sehen können, sehr lang.«

Der Laufbursche – oder eher: Laufhüne – schien nicht erfreut über ihre Absage, deshalb fügte sie rasch hinzu: »Vielleicht ein andermal.«

Nicht, dass sie auch nur die geringste Absicht gehabt hätte, dieser Einladung je Folge zu leisten. Aber wenn sie diesen geschliffen daherredenden Neandertaler auf diese Weise aus dem Weg schaffen konnte, würde sie ihm so gut wie alles auftragen.

Er verzog das Gesicht, trat jedoch, zu ihrer Erleichterung, den Rückzug an. An der Tür drehte er sich noch einmal um und blickte sie an.

»Ich werde Señor Mendoza von Ihrer Weigerung in Kenntnis setzen.«

Die unterschwellige Drohung ließ Maren verstummen. Sie fror plötzlich und hatte Mühe zu atmen. Wie erstarrt blieb sie stehen, während der Mann in die Nacht verschwand und sie allein in der stillen Klinik zurückblieb.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich erholt und den Lähmungszustand überwunden hatte. Zögernd trat sie ins Freie und schloss die Tür hinter sich. Nervös schaute sie nach links und rechts, weil sie irgendwie das Gefühl nicht

los wurde, dass Mendoza, wie die Einheimischen glaubten, aus dem Nichts erscheinen könne.

Schließlich schüttelte sie den Kopf. Was war sie doch für eine Idiotin. Sie hatte sich schon in weit gefährlicheren Situationen befunden. Zum Beispiel in Afrika. Dank Sam Kelly und KGI war sie unversehrt davongekommen, wofür ihre Eltern und ihr Bruder ausgesprochen dankbar waren. Im weitesten Sinn waren sie dafür verantwortlich, dass sie nicht dorthin zurückgekehrt war. Sie hatten Maren angefleht, sie möge sich einen sichereren Ort suchen.

Jetzt fragte sie sich, wie viel sicherer Costa Rica war.

Seufzend machte sie sich auf den kurzen Weg zu ihrem Häuschen, während sie Lockerungsübungen gegen die Verspannungen in ihren Schultern und dem Nacken machte. Es war schwül, die Abendluft trieb ihr Blumenduft in die Nase. Die Blumen blühten bei der Klinik und ihrem Haus wie verrückt, dank der Einheimischen, die sie quasi adoptiert hatten und ihr bei der Pflege halfen.

Beim Gedanken, dass ihr die Frauen Essen brachten, musste Maren lächeln. Die Männer kamen regelmäßig vorbei und erkundigten sich, ob es etwas zu reparieren gab. Viele ihrer Patienten hatten kein Geld, um für die Behandlung zu zahlen. Daher suchten sie nach anderen Möglichkeiten, sie für ihre Dienste zu entlohnen. Die Menschen hier akzeptierten, mochten und achteten sie. Und bis heute Abend hatte sie keinen Grund gehabt, sich zu fürchten.

Mendoza hatte nie das geringste Interesse an ihr gezeigt, dabei lebte sie bereits vier Jahre hier. Was hatte sich geändert? Dass er ihre Anwesenheit bis heute nicht mitbekommen hatte, daran glaubte sie keine Sekunde. Dem entging garantiert nichts. Er kannte mit Sicherheit alles und jeden im gesamten Bereich, in dem er seinen Geschäften nachging. Was für Geschäfte das auch immer sein mochten ...

Sie sperrte die Tür zu ihrer winzigen Behausung auf, schloss sie hinter sich und sperrte ab. Auch hier war ihr bewusst, dass das Schloss niemanden abhalten würde, der entschlossen war einzudringen. Zumindest vermittelte es ihr aber ein gewisses Gefühl von Sicherheit.

Im Haus herrschte ziemliche Unordnung. Sie war keine Reinlichkeitsfanatikerin, und für nebensächliche Dinge blieb ihr kaum Zeit. Ihre ganze Konzentration galt der Arbeit; der Rest musste irgendwie nebenbei funktionieren.

Ihr Zuhause war klein, aber gemütlich. Tagsüber schien die Sonne durch die vielen Fenster und tauchte die Zimmer in freundliches Licht. Ihre Pflanzen gediehen prächtig, auch wenn sie keine Ahnung hatte, wie sie ihre Nachlässigkeit überlebten.

Sie nahm die Brille ab und legte das Stethoskop auf das Kaffeetischchen. Dann schlurfte sie in die Küche und setzte Wasser für den Tee auf. Sie musste etwas essen, hatte aber keinen rechten Appetit, und die Vorstellung, sich etwas zubereiten zu müssen, überforderte sie.

Tee und Kekse reichten völlig. Danach würde sie sich ins Bett legen und hoffentlich früh einschlafen.

Plötzlich schreckte Maren auf, noch ganz benebelt. Verwirrt schaute sie sich um. Es dauerte eine Weile, bis sie sich zurecht fand. Auf dem Kaffeetisch entdeckte sie die noch halb volle Tasse Tee und die Schachtel Kekse, die sie kaum angerührt hatte.

Nicht lange, nachdem sie sich auf die Couch gesetzt hatte, war sie offenbar eingedöst. Nicht einmal den Tee hatte sie ausgetrunken.

Erneut klopfte es an der Tür. Als ihr dämmerte, was sie geweckt hatte, fuhr sie herum. Jemand stand draußen.

Sie tastete nach ihrer Brille, schob sie sich auf die Nase und schaute auf die Uhr. Sie runzelte die Stirn. Es war fast Mitternacht.

Sie stand auf und ging zur Tür. Es war nicht unüblich, dass sie bei Notfällen aus dem Bett geholt wurde, heute Nacht aber war sie wegen des unerwarteten Besuchs und der Einladung von Javier Mendoza nervös.

Sie wischte sich über das Gesicht, um den letzten Rest Schlaf zu vertreiben, dann öffnete sie vorsichtig die Tür einen Spalt und spähte hinaus.

»Dr. Scofield?«

Überrascht versuchte sie, die Gestalt ihr gegenüber einzuordnen. Die Stimme kannte sie. Oft hatte sie sie noch nicht gehört, da der Mann kaum jemals sprach. Aber den Klang hatte sie gespeichert.

»Steele«, murmelte sie.

Dann riss sie die Tür auf, trat hinaus und sah sich suchend nach den anderen um. Wenn es um KGI ging, gab es immer »andere«. Sie hatte die Jahre über schon zahlreiche Mitglieder dieser Elitegruppe zusammengeflickt, aber das war auch in Ordnung so. Es war ihre Art, ihnen zu danken, dass sie noch am Leben war und als Ärztin praktizieren konnte.

»Wir haben ein Problem«, sagte Steele und holte sie barsch in die Gegenwart zurück.

»Natürlich.«

Er schwieg einen Moment, und sie hätte schwören können, dass er aus irgendeinem Grund leicht unruhig war, doch es war zu dunkel, um seinen Gesichtsausdruck zu erkennen.

»Wir haben eine junge Frau geborgen. Sie ist verletzt. Baker ist ebenfalls verletzt. Wie schwer, kann ich nicht sagen. Er hat es mit ein bisschen Sprengstoff aufgenommen.«

»Dann ist es ja kein Wunder«, murmelte sie.

»Könnten Sie sich die beiden mal anschauen?«, fragte er ungeduldig.

Sie gewann den Eindruck, schon ihre bloße Anwesenheit beleidige ihn. Jedes Mal, wenn sie sich

begegnet waren, hatte er sie behandelt, als wäre sie Luft. Das hier war das erste Mal, dass er sie direkt angesprochen hatte. Ansonsten war er immer in Begleitung der Kellys hier aufgetaucht, dann hatten Sam und Garrett das Reden übernommen.

Eigentlich schade, denn der Mann faszinierte sie in gewisser Weise. Vielleicht lag es daran, dass er sich so distanziert gab. Vielleicht reizte sie gerade das an ihm.

»Gehen Sie schon mal zur Klinik vor. In einer Minute komme ich nach«, antwortete Maren.

Schon war Steele verschwunden, mit der Dunkelheit verschmolzen, und ließ sie verblüfft an der Tür zurück. Kopfschüttelnd kehrte sie in ihr Haus zurück, um das Stethoskop und den restlichen Tee zu holen. Letzteren konnte sie in der Klinik aufwärmen. Sie würde ihn brauchen. Dies würde eine lange Nacht werden.

3

Es überraschte Maren nicht im Geringsten, dass sich Steeles Team überall breitgemacht hatte, als sie in ihre Klinik kam. P. J. und Cole saßen in dem kleinen »Wartebereich«, die Gewehre zwischen den Knien, die Läufe nach oben gerichtet. Cole lächelte Maren freundlich an, und P. J. rief leise Hallo.

»Ist das schön, Sie zu sehen, P. J.«, sagte Maren aufrichtig.

Ein Schatten huschte über P. J.s Gesicht, obwohl sie den Gruß erwiderte. Maren beschloss, erst mal nicht nachzuhaken. Sie begrüßte die anderen und ging weiter, am Wartebereich vorbei den Gang entlang zu den kleinen Behandlungszimmern.

Im ersten Raum stand Baker über das Waschbecken gebeugt. Renshaw reichte ihm gerade Handtücher, damit er sich das Blut aus dem Gesicht schrubben konnte.

»Lassen Sie das schön bleiben«, rief Maren von der Tür her. »Ich sehe es mir lieber erst mal an, bevor Sie alles noch schlimmer machen.«

Baker drehte sich um und schnitt eine Grimasse, und beim Anblick der bereits lila angelaufenen Schwellungen an Kiefer, Kinn und den beiden Augen zuckte Maren zusammen. Sie stieß einen leisen Pfiff aus. »Wenn Sie was in die Luft jagen, dann aber gründlich, wie?«

Renshaw gluckste und schlug Baker auf die Schulter. »Ich wette, das passiert ihm nicht noch mal.«

»Halt bloß dein blödes Maul!«, murmelte Baker.

Dann blickte er zu Maren hoch. »Kümmern Sie sich erst mal um das Mädchen. Mir fehlt weiter nichts.«

Maren nickte und ging zum nächsten Raum, wo Dolphin gerade ein leise vor sich hin schluchzendes Mädchen tröstete. Steele stand mit versteinerter Miene und verschränkten Armen am Kopfende des Bettes. Maren konnte gut verstehen, dass die junge Frau so aufgewühlt war, und Steele machte die ganze Sache nicht besser. Die Frau dachte vermutlich, dass sie vom Regen in die Traufe geraten war, als die Jungs von KGI sie gerettet hatten. Falls sie zu dem Zeitpunkt überhaupt geglaubt hatte, gerettet worden zu sein.

Ja, Steele war mal wieder ganz er selbst, dachte Maren. Was würde sie nicht darum geben, ihn ein Mal aus der Ruhe zu bringen. Nur ein einziges Mal. Sie fragte sich, ob ihn überhaupt irgendetwas jemals erschütterte. Überraschelte. Oder überraschte.

Sie hatte von Sam das eine oder andere darüber gehört, was P. J. durchgemacht hatte. Offenbar hatte P. J. sich daraufhin vom Team abgesetzt, was bei Steele und den anderen gar nicht gut angekommen war. Sam hatte angedeutet, dass Steele ganz uncharakteristische Gefühlsregungen gezeigt hatte. Um *das* zu sehen, würde sie glatt was zahlen.

Sie holte tief Luft, und genau in diesem Augenblick hob Steele den Kopf und sah sie an. Sein stechender Blick durchbohrte sie, sodass sie sich plötzlich nackt und verletzlich fühlte. Es war, als könne er direkt in sie hineinschauen. Das war ein dämlicher Gedanke. Und noch dämlicher war es, diesem Mann übermenschliche Kräfte zuzuschreiben. Er war auch bloß ein Mensch. Fehlbar. Sein selbstbewusstes Auftreten war allerdings verdammt überzeugend. Und was auch immer er war oder nicht war, er brachte es absolut glaubwürdig rüber, mit jedem Blick, jedem unausgesprochenen Wort. Mit jeder seiner Handlungen.

Ihre Schultern sackten herab, und sie hatte das Gefühl, kaum noch Luft zu bekommen, wenn er sie so anstarrte.

Sie riss sich zusammen, zog ihr Untersuchungsglämpchen aus der Kitteltasche und trat an das Bett.

»Was ist passiert?«, fragte sie kurz angebunden.

Das Mädchen sah Maren nervös an und sank tiefer in die Kissen. Es zitterte am ganzen Leib, und in Maren regte sich Mitgefühl. Die Arme verlor vor lauter Angst fast den Verstand.

Sie nahm die Hand des Mädchens und drückte sie. »Jetzt wird alles gut. Versprochen. Diese Jungs hier sehen zwar Furcht einflößend aus, aber sie sind die Guten. Sie werden dich zurück nach Hause bringen, dorthin, wo du hingehörst.«

»Ich wollte Matteo nicht verlassen«, schniefte das Mädchen. »Sie haben mich dazu gezwungen.«

Steeles Miene wurde noch finsterer, und Dolphin seufzte.

»Sie hat versucht, eine Kugel abzufangen, die für jemand anderen bestimmt war.«

»Auch eine Methode«, stellte Maren trocken fest.

Als sie kurz zu Steele hochschaute, hätte sie schwören können, dass seine Mundwinkel ganz leicht zuckten. Beinahe so, als wäre der Mann doch tatsächlich kurz davor gewesen, zu lächeln. Das war ein derart absurder Gedanke, dass sie ihn umgehend als Einbildung abtat und die Aufmerksamkeit ihrer Patientin zuwandte.

»Nur ein Streifschuss«, fuhr Dolphin fort. »Aber sie ist umgekippt wie ein gefälltter Baum. Ist gerade erst wieder zu sich gekommen.«

»Vielleicht lassen uns die Gentlemen einfach mal für einen Moment allein, damit ich sie untersuchen kann. Hier wie Axtmörder rumzulungern, ist nicht gerade hilfreich.«

Dolphin zuckte mit den Achseln. Steele schien zu zögern, bis Maren sich umdrehte und ihn niederstarrte. Schließlich gab er nach, und Dolphin und er zogen sich zurück, wenn auch nicht weiter als bis direkt vor die Tür.